



DAS BUCH

Drei Monate nach Christophs Unfalltod geht das Leben scheinbar wieder seinen Gang. Doch Jan, Christophs bester Freund, kann nicht vergessen. In der Nacht, in der Christoph siebzehn geworden wäre, besucht Jan sein Grab. Und er ist nicht der Einzige: Auf dem Friedhof trifft er Christophs Freundin Selina, den von Schuld geplagten Maik, der Christoph das Rad geliehen hat, mit dem er in den Tod fuhr, und Lena, die heimlich in Christoph verliebt war. Aufgewühlt beschließen sie, Christophs letzten Wunsch zu erfüllen, den ihm seine Eltern wie so vieles verwehrt haben: seine Asche im Meer zu verstreuen. Sie graben die Urne aus, verteilen die Asche auf vier Beutel und brechen zum Atlantik auf. Eine abenteuerliche Reise durch den Sommer beginnt, die so manches Geheimnis ans Tageslicht bringt ...

Vier Beutel Asche ist ein tragikomischer, eindringlich erzählter Roman über Freundschaft, Verlust und Liebe – und darüber, jung zu sein und frei sein zu wollen.

DER AUTOR

Boris Koch, Jahrgang 1973, wuchs auf dem Land auf, leistete Zivildienst in einer Augsburger Kinderpsychiatrie und studierte Alte Geschichte und Neuere Deutsche Literatur in München. Heute lebt er als freier Autor in Berlin. Mit seiner Erfolgssaga *Der Drachenflüsterer* und dem preisgekrönten Jugendkrimi *Feuer im Blut* hat er sich einen Namen gemacht. *Vier Beutel Asche* wurde von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur zum Buch des Monats gekürt. Sein neuester Roman *Das Kaninchenrennen* erscheint ebenfalls bei Heyne.

BORIS KOCH

Vier
Beutel
Asche

Roman





Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2012 by Boris Koch
Copyright © 2014 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Catherine Beck
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2014
ISBN: 978-3-453-53468-1

www.heyne-fliegt.de

Für meine Eltern

Ich hatte noch nie zuvor einen Molotowcocktail gebaut. Aber es war nicht schwierig gewesen, die Anleitung fand man im Netz, die Zutaten überall.

Zutaten. Als würde es sich um ein Rezept handeln. Den Kaffeeklatsch möchte ich sehen, bei dem Donauwellen gegen Mollys getauscht werden.

»Machst du deinen auch mit Rum?«

»Nein, Benzin.«

»Und ist er süß?«

»Sollte er. Rache ist süß, heißt's doch immer.«

Aber ich konnte nichts Süßes schmecken, nur bitteren Tabakrauch auf der kribbelnden Zunge. Ich saß auf dem beschmierten grauen Verteilerkasten, den Rucksack mit dem in drei Plastikbeutel gewickelten Molly neben mir, die Kapuze des schwarzen Hoodies tief in die Stirn gezogen und die dritte Kippe zwischen den Lippen. Sonst rauchte ich nur in Gesellschaft, aber als ich das Feuerzeug kaufte, habe ich Tabak und Papers einfach mitgenommen. Mit dem Molly wollte ich mich nicht allein fühlen.

Ich räusperte mich, aber das Kratzen im Hals blieb.

Es war eine milde Sommernacht und weit nach zwei Uhr, die schmale Straße verlassen. Es gab keinen Durchgangsver-

kehr durch das unscheinbare Wohngebiet am Rande von Augsburg, das aussah wie jedes andere Wohngebiet bei Nacht. Gleich große Häuser in Reih und Glied, alle Dächer hatten den gleichen Winkel und waren in der gleichen Farbe gedeckt. Die Unterschiede beschränkten sich darauf, mit welchem Zaun man sein Grundstück umgab. Maschendraht, senkrechte, diagonale oder waagerechte Holzlatten, Gitter und Stäbe aus Gusseisen. Die optischen Variationen waren zahlreich, ihre Funktion immer gleich: Sie schnitten das kleine Stückchen aus der Welt, das man sich hart erarbeitet hatte und allein mit seiner Familie besaß. Rebellen stellten sich einen Gartenzweig mit nacktem Hintern aus der Massenproduktion auf den Rasen, aber in dieser Nachbarschaft hatte ich keinen entdeckt.

Ich hatte auch nicht groß darauf geachtet. Die Zäune, Häuser und Zwerge ließen mich kalt. Das Einzige, was mich wirklich interessierte, war das Auto in der Einfahrt schräg gegenüber. Ein roter Kombi mit einem kleinen Aufkleber der *Augsburger Panther* auf der Heckscheibe, Kratzern auf der Kühlerhaube und einem Kennzeichen mit der unscheinbaren Zahl 4783. Wenn man 4 und 7 addierte, ergab es ebenso 11 wie 8 und 3, doch das bedeutete nichts, schon gar keine Freundschaft. Der Kühlerrost und die vordere Stoßstange waren nagelneu, der Lack glänzte im Schein der Straßenlampe, als wäre das Auto in der vergangenen Woche dreimal durch die Waschstraße gegangen.

Von hier aus konnte ich die Kratzer nicht sehen, aber ich wusste, dass sie da waren. So klein und so wenige, dass es mich fertigmachte. Haut und Fleisch waren zu weich, um tiefere Spuren zu hinterlassen, es mussten die Zähne, die

Uhr oder ein Reißverschluss gewesen sein, vielleicht auch der Lenker, obwohl das Rad unters Auto geraten war.

Das Rad war jetzt Schrott.

Mein bester Freund Christoph tot.

Und der rote Kombi hatte lediglich Kratzer, die man über eine schmale Straße hinweg nicht erkennen konnte, und neue Stoßstangen. Er sah aus wie ein ganz normaler, gepflegter Familienwagen.

Ich drückte auch die dritte Zigarette auf meiner linken Handfläche aus; wenn man es schnell machte, tat es kaum weh. Ich ließ mir Zeit und biss die Zähne zusammen. Dann schmierte ich mit dem Stummel ein kaum erkennbares C um den roten Fleck in der Haut und warf den Stummel über die Straße, aber nicht weit genug, um in Herbert W. Gerbers Garten zu treffen.

Mörder, dachte ich, obwohl sie ihn heute Vormittag freigesprochen hatten.

Ein schrecklicher Unfall, hieß es in der Begründung. Christoph sei ohne Licht unterwegs gewesen und habe die Mittelstreifen zur falschen Straßenseite überquert. Das hatte die Auswertung der Spuren und die gründliche Zeugenbefragung ergeben. Dabei waren die Spuren ein einziges Chaos gewesen, Lack und Blut und Schleif- und Bremsspuren überall auf dem grauen Asphalt, auf beiden Fahrbahnen und quer über den Mittelstreifen hinweg. Wer behauptete, sie lesen zu können, war ein Wichtigtuer. Die einzige Zeugin war Gerbers Beifahrerin gewesen, auf Christophs Seite hatte es niemanden gegeben.

»Lügnerin«, sagte ich leise, aber ich wusste nicht, ob ich mir glauben sollte. Doch wem konnte ich sonst glauben?

Irgendwer musste schuld sein, und außer Gerber kam niemand infrage.

Ganz langsam begann es zu regnen. Kleine, warme Tropfen. Ich blieb sitzen.

Selbst wenn es ein Unfall gewesen sein sollte – wie konnte er einfach das Auto waschen und mit ihm weiterfahren, als wäre nichts geschehen? Hatte ihm das sein Psychologe mit der randlosen Brille geraten, der auch in der Verhandlung gewesen war?

»Reinigen Sie einfach das Auto stellvertretend für Ihre Erinnerungen von all dem Blut und dem Dreck. Machen Sie es gründlich, beseitigen Sie alle Spuren und kehren Sie zur Normalität zurück. So eine symbolische Handlung ist wichtig. Alles andere besprechen wir dann einmal die Woche in meiner Praxis. Bis zur Verhandlung zweimal die Woche, das macht einen besseren Eindruck.«

Wenn es ihm so furchtbar leidtäte, wie er vor Gericht gejamert hatte, warum fuhr er dann überhaupt wieder Auto? Warum hatte er es nicht voller Abscheu verbrannt?

Weil man sich nicht aus der Bahn werfen lassen darf, wie schlimm ein Ereignis auch sein mag. Alles muss auf die Rückkehr zur Normalität ausgerichtet sein, Normalität ist der Anker des Lebens, und Autofahren ist nun mal normal, erklärte mir eine Stimme in meinem Kopf, die erst wie der Psychologe und dann wie mein Vater klang. Dabei wollte ich weder den einen noch den anderen in meinem Kopf haben, es war nicht ihr Kopf, sondern meiner.

Aber der Tod muss einen aus der Bahn werfen!, protestierte ich.

Es gibt keinen Grund, danach nicht wieder in die Bahn zurückzukehren. Das Leben geht weiter.

Nicht für Christoph!

Für dich, für dich geht es weiter. Du bist am Leben.

Ja, das war ich, und ich würde der Stimme in meinem Kopf gleich zeigen, wie sehr ich am Leben war.

Ich sprang vom Verteilerkasten und wühlte den Molly aus dem Rucksack. Dabei beugte ich mich vor, um ihn mit meinem Körper vor dem Regen zu schützen, die Lunte durfte nicht nass werden. Vorsichtig wickelte ich ihn aus den drei Beuteln und nahm ihn in die Rechte. Auf der Flasche klebte ein Etikett mit der verspielten Handschrift meiner Mutter: *Himbeersirup*.

Die Straße war noch immer verlassen, fast alle Fenster dunkel. Ich warf mir den Rucksack über den Rücken, um sofort abhauen zu können, und versicherte mich, dass ich das Rad nicht abgesperrt hatte. Dann zog ich mir die Kapuze tiefer ins Gesicht und stapfte halb über die Straße, den Molly dicht an den Körper gepresst. Gerbers Hausnummer stand in gusseisernen römischen Zahlen an der Hauswand, als mache ihn das zu etwas Besonderem.

XVII.

Als wäre eine Primzahl allein nicht schon genug.

Ich stand vier, fünf Meter vor dem verdammten Auto und hob den Arm. Ich holte aus und schwang ihn durch, ohne die Flasche loszulassen. Sie brannte noch nicht, ich musste erst ein Gefühl für den Wurf bekommen, um nicht versehentlich die Garage dahinter abzufackeln.

Mörder, dachte ich und holte wieder aus.

Freispruch, sagte die Stimme in meinem Kopf, und ich ließ die Hand wieder sinken.

Im Zweifel für den Angeklagten, aber ich wusste nicht, warum ich zweifelte. Vielleicht weil ich seit Christophs Tod an allem zweifelte. Vielleicht war ich auch einfach nur zu gut erzogen und konnte nicht anders, als fremden Besitz zu respektieren, besonders wenn er so teuer und wertvoll war wie ein Auto.

»Fuck!«

Ich hielt den Molly wieder schützend an mich und zweifelte. War es richtig? Hatte ich ihn richtig gebaut? War die Lunte zu kurz? Sicher wusste ich nur, dass ich zu allein war, um das durchzuziehen, darüber konnten mich nicht einmal die Zigaretten hinwegtäuschen.

Der Gedanke, jemanden um Unterstützung zu bitten, war mir nicht gekommen. Es war meine Rache gewesen, meine allein, und jetzt brachte ich es nicht fertig.

Ich hätte heulen können vor Wut, aber ich tat es nicht. Ich tat überhaupt nichts. So wie ich seit seinem Tod nichts getan hatte. Ich wusste nicht, was, aber ich hätte alles getan. Warum gab es nichts, das man tun konnte? Ich tat nichts, ich ließ das Leben einfach über mich ergehen, und auch wenn ich soff oder lief, tat ich es wie betäubt; ich konnte den Schmerz nicht abschütteln. Und jetzt stand ich hier im Regen und tat wieder nichts!

Weichei, dachte ich verächtlich, aber es half nichts. Ich wusste, ich würde nicht mehr werfen, und trotzdem fingerte ich das Feuerzeug aus der Hosentasche. Verbissen versuchte ich, es mit links zu entzünden, aber die Hand war klobig und ungeschickt, der Daumen zitterte und rutschte am Rädchen ab.

»Scheiße!«, stieß ich hervor und meinte meinen Daumen und das Feuerzeug, meine Feigheit und das graue Wohngebiet, den Molly und die Nacht, die ganze Welt und das Leben und vor allem den Tod.

Der Regen wurde stärker.

Und dann sprang doch eine Flamme aus dem Feuerzeug, ich hielt sie an die benzingetränkte Lunte und dachte für den Bruchteil eines Augenblicks, alles würde nun gut werden, und summte: *Burn, motherfucker, burn!* Als ich den Arm mit dem brennenden Molly hob, war die Euphorie schon wieder fort.

Mörder, zwang ich mich zu denken, aber ich konnte den Molly nicht werfen, nicht auf dieses elend saubere Auto.

Wie konntest du nur?, sagte die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf, obwohl ich noch gar nichts getan hatte.

Trotz Regen brannte die Lunte so stark, dass ich sie nicht auspusten konnte. Überall standen Häuser und Autos und ich mittendrin, reglos und ratlos, weil ich nichts davon zerstören wollte. Und schon gar nicht wollte ich selbst brennen. Fluchend rannte ich los, weil ich mich an einen Mülleimer an der Straßenlaterne zwei Häuser weiter erinnerte.

Wütend schmetterte ich den Molly hinein. Müll war nichts wert, Müll durfte vernichtet werden. Das Glas barst und nichts geschah, die Flamme verlosch. Nichts, absolut gar nichts bekam ich auf die Reihe.

Ich trat gegen den Eimer und schlich zu meinem Rad zurück, stieg in den Sattel und trat in die Pedale. Bei jedem Tritt dachte ich: *Versager*.

Als ich mich etwa siebenunddreißig Mal beschimpft hatte, hielt ich an und sperrte das Rad an eine Laterne. So

schnell gab ich nicht auf. Entschlossen stapfte ich zurück, setzte mich wieder auf den Verteilerkasten und starrte auf das dunkle Haus.

Gerber war sechsundvierzig Jahre alt, geschieden, zwei Töchter, Maschinenbauer. Das hatte in der Zeitung gestanden, ob die Beifahrerin Birte K. bei ihm wohnte, nicht. Wahrscheinlich manchmal. Manchmal die Töchter. Ich hoffte, er war heute allein und einsam.

Ich zählte die Sekunden bis sechzig und dann wieder und wieder. Die Minuten zählte ich nicht, es war sowieso sinnlos, ich hatte eine Uhr. Alles war sinnlos.

Irgendwann zog ich mir die Kapuze vom Kopf und ließ die Tropfen in mein Haar prasseln. Es spielte keine Rolle, jeder Fetzen meiner Kleidung war durchnässt, kein Stückchen meiner Haut mehr trocken. Warmer Regen rann mir über Stirn, Wangen und Nase und schlug mir beständig auf die Schultern.

Ich dachte daran, die Scheibe der Terrassentür einzuschmeißen. Sollte es ihm doch die ganze Nacht ins Haus schütten und Millionen Glassplitter seinen Boden bedecken; mit etwas Glück würde er morgen früh verschlafen und barfuß hineintappen und käme nur mit blutenden Fußsohlen davon. Eine Pfütze aus Regen, Blut und schneidendem Schmerz.

Unwillkürlich tastete ich die Taschen meiner Cargohose ab, als würde ich üblicherweise Pflastersteine mit mir herumtragen. Ich fand nur meinen schwarzen Permanentmarker. Damit zu werfen, wäre albern. Trotzdem konnte ich etwas tun.

Gründlich blickte ich in alle Richtungen. Die Straße war verlassen, und nur irgendwo drei Häuser weiter brannte

noch Licht. Mit dem Marker in der Hand eilte ich hinüber und sprang über das verschlossene Tor. Nun stand ich direkt vor dem Auto, das Christoph getötet hatte, keinen Schritt von ihm entfernt. Unvermittelt begann ich zu zittern.

Arschloch, dachte ich, als könnte das Auto Gedanken lesen und als wäre das eine ausreichende Beschimpfung für ein lebloses Ding, das Christoph getötet hatte. Mein Herz schlug schneller, und ich atmete hastig durch den Mund. Tropfen fielen auf meine geöffneten Lippen, beiläufig leckte ich sie fort.

Langsam zog ich die Kappe vom Stift und tat den letzten halben Schritt. Mit zitternder Hand begann ich den kantigen Umriss eines Menschen auf die Kühlerhaube zu zeichnen. Den schmalen Oberkörper, die hilflos emporgestreckten Arme und den schiefen Kopf, alles sehr eckig und schematisch, wie man es in jedem Krimi bei einem Toten auf der Straße sah. In Wirklichkeit hatte ich es noch nie gesehen. Ich hatte auch noch keinen Toten auf der Straße gesehen. Meine Linien waren schwarz, nicht weiß, und dünner. Aber Gerber würde es verstehen.

Jeder würde es verstehen.

Als ich zu drei Vierteln fertig war, hörte ich ein lautes, hohes Lachen auf der Straße. Sofort verharrte ich und lauschte in den sanft prasselnden Regen. Die Schritte von mindestens zwei Menschen näherten sich, Absätze von Damenschuhen klackerten auf dem nassen Asphalt und blieben plötzlich stehen, als könnte die Frau nicht gleichzeitig lachen und laufen, fehlte nur noch, dass sie blond war. Sie japste und gackerte, als wäre das Leben schön. Dann setzten die Schritte wieder ein.

Über den Zaun und die Hecke des Nachbarn hinweg konnte ich einen Schemen erkennen, der sich langsam von rechts näherte, während sich mein Fahrrad links befand; dort, wohin er sich bewegte. Zwei aneinandergeschmiegte Gestalten unter einem mächtigem Schirm, eine sehr groß.

Das Klügste wäre gewesen, einfach nur in Deckung zu gehen, mich hinter dem Auto zu verschanzen und abzuwarten. Doch ich war nicht klug, ich hatte Angst, sie würden mich sehen, mein Werk – vielleicht hatten sie mich auch schon entdeckt. Ich hatte Angst, sie würden mir in wenigen Sekunden den Weg zum Rad versperren. Oben bei Gerber ging ein Licht an, und ich dachte, er hätte mich gehört und würde gleich rauskommen. Ich wollte nicht zwischen allen festgesetzt sein, in die Ecke gedrängt, vielleicht waren das dort draußen Gerbers Freunde oder zumindest Nachbarn. Näher und näher kamen sie, absatzklackernd und lachend, ich dachte an eine sich zuziehende Schlinge, oder wahrscheinlich dachte ich überhaupt nicht, sondern zerrte mir die Kapuze tief ins Gesicht und sprang über das Tor hinaus, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, den Stift mit der Faust umklammert. Ohne zu zögern, spurtete ich los. Wasser patschte aus Pfützen.

»He!«, rief eine Männerstimme hinter mir.

»Ups.« Eine Frau kicherte.

Ich drehte mich nicht um, sondern rannte stur weiter, dachte nur an das wartende Rad und verfluchte mich, es abgesperrt zu haben. Wer sollte es hier denn klauen? Die beiden durften mir nicht folgen, nur dann bliebe mir genug Zeit, es aufzusperren.

Hoffentlich sind es keine Freunde von Gerber, wünschte ich.

Oder solche Nachbarn, die sich in alles einmischen und feuchte Träume von einer bewaffneten Bürgerwehr haben, angeführt von ihnen selbst.

Meine Füße klatschten so laut auf den Asphalt, dass ich nicht hören konnte, ob mir wer folgte. Also warf ich einen schnellen Blick über die Schulter zurück.

Vor Gerbers Einfahrt standen ein Brocken von einem Mann in Jeans und eng anliegendem T-Shirt und eine schwarzhaarige kleine Frau in Sommerkleid, Jäckchen und leuchtend weißen Pumps. Schützend hielt der Mann den roten Regenschirm über sie beide, den größten Teil über sie. Sie blickten in die Einfahrt, als erwarteten sie dort eine aufgebrochene Tür oder brennende Mülltonnen. Ich sah wieder nach vorn.

»Hey!«, brüllte der Mann drei Schritte später, und ich blickte mich wieder um. Brüllend kam mir der Mann noch größer vor, er musste über zwei Meter messen. »Bleib stehen, du Rotznase!«

Rotznase hatte man mich ewig nicht mehr genannt. Ich hatte damals nicht darauf reagiert und tat es heute auch nicht.

Er spurtete los. Zwei, drei Schritte rannte er mit dem Schirm in der Hand, dann ließ er ihn einfach fallen, weil er ihn zu sehr behinderte. Der Schirm landete kopfüber im Rinnstein. Ich sah wieder nach vorn und raste wie bekloppt davon.

»Klaus!«, rief die Frau, die hinter ihm im Regen stand.
»Klaus!«

Doch Klaus hörte so wenig wie ich, ich hörte seine schweren Schritte auf den Asphalt patschen. Die Zeit würde nicht reichen, um das Schloss aufzusperren.

»Klaus!« Die Frau klang ebenso ängstlich wie ärgerlich.
»Wenn hier noch einer ist?«

Weiterstürmend warf ich wieder einen Blick zurück, und tatsächlich hatte Klaus angehalten. Unentschlossen stand er mitten auf der Fahrbahn und grübelte wohl darüber nach, ob ich wirklich allein fliehen würde, wenn ich nicht allein gewesen wäre, ob eine Überzahl überhaupt fliehen würde. Wohl nicht. Aber was, wenn gegen jede Wahrscheinlichkeit doch noch eine weitere *Rotznase* irgendwo lungerte, vielleicht sogar aus dem verrufenen Oberhausen? Spielte es überhaupt eine Rolle, wie viele wir waren, wenn seine Frau überzeugt war, er hatte sie im falschen Moment allein gelassen?

Sie hob den Schirm aus dem Rinnstein, ihre Miene konnte ich nicht erkennen.

Auf den letzten Metern zum Rad fingerte ich bereits den Schlüssel aus der Seitentasche. Schlitternd kam ich zum Stehen und stieß ihn ins Schloss. Während ich ihn umdrehte, sah ich zurück.

»Der ist allein!«, schrie Klaus und rannte wieder los. »Nur ein Rad!«

Seine Frau wirkte klein und verloren unter dem riesigen Schirm, aber sie rief ihm nicht hinterher. Würde er mich jetzt kriegen, wäre sie bestimmt stolz auf ihn und nicht mehr verärgert.

Das dachte wohl auch der schnaubende Klaus.

Ich umklammerte das offene Schloss mit der Rechten, es blieb keine Zeit, es festzuschließen, und sprang in den Sattel. Der zweithöchste Gang war eingelegt, und ich konnte nicht riskieren zu schalten, manchmal sprang dann die Kette herunter, und das wäre das Ende meiner Flucht. Ich legte alles

Gewicht auf den rechten Fuß, dann auf den linken. Rechts, links, nur zäh gewann ich an Fahrt, und Klaus holte auf. Mit jedem Schritt kam er näher und näher, und ich trat wie blöde, rechts und links und rechts und links, und eins und zwei und eins, und endlich hatte ich den Rhythmus gefunden und flog davon, schneller und schneller, und Klaus blieb fluchend zurück.

»Hast du gut geschlafen, Jan?«, fragte meine Mutter und stellte einen Becher Kaffee an meinen Platz.

Es war sieben Uhr, in zwanzig Minuten musste ich zur Schule. Meine Mutter musste heute nicht aus dem Haus, war aber mit Jeans und Bluse richtig angezogen, wie immer. Sie war auch geschminkt, das blonde Haar hatte sie zu einem Knoten gebunden. Während ich mich setzte, blieb sie zwischen Kühlschrank und Kaffeemaschine stehen und musterte mich mit den graublauen Augen, die kleine Lügen viel zu leicht entdeckten.

»Ja«, sagte ich, obwohl ich fast gar nicht geschlafen hatte, und sah dabei den Becher an. Niemand hatte mitbekommen, dass ich nachts ausgebüxt war, aber auch danach hatte ich noch wachgelegen, bis die ersten Vögel zu singen begannen. Ich wusste nicht, warum es immer heißt, sie würden singen – für mich klang es wie ein ewig gleiches Schimpfen.

Mutters ständige Fragen, ob ich gut geschlafen hätte, gingen mir auf den Keks, und ich antwortete immer mit *Ja*. Wenn ich *Nein* sagte, änderte das auch nichts, aber dann fragte sie: *Warum?*

Ich wollte nicht reden, nur meine Ruhe haben, und in der

Schule würden mich noch genug Leute nerven. Warum müssen Mütter sich immer Sorgen machen?

»Gut«, sagte sie, obwohl sie meine Augenringe bemerken musste. Sie sah darüber hinweg, mein *Ja* langte ihr. Wahrscheinlich dachte sie, dass ich damit zumindest den Willen bewies, gut zu schlafen, und wo ein Wille war, da war ein Weg, wie es so schön hieß.

»Willst du Müsli oder Brot?«

Ich wollte weder noch, sagte aber: »Brot.« Weil es nur eine Silbe hatte.

Ich aß langsam und schweigend, sie sah mir dabei zu. Ich fragte nicht, worüber sie gerade schrieb, sie hatte es mir bestimmt schon gesagt. Irgendwas mit Wasser oder Schmelzöfen, aber vielleicht war das auch letzten Monat gewesen.

Mein Vater schaute herein, noch im Schlafanzug, ungekämmt und ohne Brille, er musste erst nach mir aus dem Haus. »Na, wie hast du geschlafen, Junge?«

»Gut.«

»Na bitte«, sagte er, als hätte er mir damit etwas bewiesen. »Wo ist deine Schwester?«

»Pia hat erst zur zweiten Stunde«, antwortete meine Mutter und deutete auf die ausgedruckten Stundenpläne an der Pinnwand neben der Tür. Darunter hing ein zwei Jahre altes Urlaubsfoto von uns vieren am Strand, auf dem wir alle lachten. Einen Augenblick später war Mutters Hut davongeweht worden, raus auf die Wellen, ein neuer heller Strohhut mit rotem Band. Pia und ich waren um die Wette gerannt und geschwommen, doch weder sie noch ich konnten ihn einholen. Manchmal machten wir noch immer Witze darüber und sagten bei Fernsehdokumentationen, gleich schwimmt

Mamas Hut ins Bild. Kein besonders lustiger Witz, aber wenn ihn einer bringt, fühlen wir uns wohl. Der Witz verbreitet das Gefühl von Familie, von den schönen Seiten. Er ist so alt und vertraut.

Mein Vater eilte ins Bad, um sich zu duschen, bevor Pia aufstand.

»Ich muss dann jetzt«, sagte ich, klappte das angebissene Brot zusammen, nahm es in die Hand und stürzte zur Tür. Ich musste hier raus, aber wenn ich nicht aufaß, sahen mich die graublauen Augen wieder so an, und das ertrug ich nicht. Natürlich hätte ich es auch nicht ertragen, wenn sie mich nicht angesehen hätte. Nicht mal den Gedanken an ihren Hut ertrug ich. Ich musste raus, bevor ich noch losschrie.

»Fahr nicht einhändig!«, rief sie mir hinterher, als könnte ich das Brot auch mit der Nase oder den Ohren halten. »Und fahr vorsichtig!«

»Ja.«

»Und viel Spaß!«

Natürlich.

Die Tür zur Garage fiel hinter mir ins Schloss. Ich klemmte die Schultasche auf den Gepäckträger und radelte los. Sobald ich im Tritt war, löste ich beide Hände vom Lenker. Früher war ich fast nur freihändig gefahren, die Arme verschränkt oder lässig in die Taschen gehakt, und trotzdem die volle Kontrolle. Ich hatte es getan, weil es einfach cooler war, nun tat ich es, um meine Mutter zu ärgern. Die Arme ließ ich einfach hängen.

Als ich aus ihrem Sichtfeld geraten war, warf ich das Brot in den Rinnstein und legte die Hände zurück auf den Lenker. Sollten sich irgendwelche Vögel darum streiten.

Die Schule war in der nächstgelegenen Kleinstadt, knapp fünf Kilometer entfernt. Dafür brauchte ich an guten Tagen zehn, an schlechten dreizehn Minuten. Es fuhr auch ein Schulbus, etwa hundert Meter vor unserer Haustür, aber den hatte ich seit Wochen nicht genommen. Ich hatte keinen Nerv, mit den anderen zu warten, zu labern und neben ihnen zu sitzen. Auf dem Rad hatte ich meine Ruhe.

In der Schule waren die meisten Arbeiten geschrieben, und die meisten Lehrer ließen mich wegen Christoph in Ruhe. In Mathe bekam ich eine Klausur zurück, zwei Punkte, eine glatte Fünf. Bislang hatte ich auf einer Eins gestanden, mein bestes Fach, ich hatte Zahlen schon immer geliebt. Wenn ich eine sah, versuchte ich irgendwelche Reihen oder andere Verbindungen zwischen ihren Ziffern festzustellen, ich drehte sie um wie ein Spielzeug. Von klein auf hatte ich die Stufen jeder Treppe gezählt, die ich hochgestiegen war oder runter.

»Jan?«, fragte Herr Riedmüller und sah mich prüfend an. Ich zuckte mit den Schultern, und er ging zum Nächsten im Alphabet weiter.

Ich starrte aus dem Fenster und dachte darüber nach, warum ich das verdammte Auto nicht angezündet hatte. Bis zum Unterrichtsende fand ich keine Antwort.

»Kommst du mit an den Baggersee?«, fragte mich Knolle auf dem Weg nach draußen.

»Ich kann nicht.« Letzte Woche hatte ich am See erst Spaß gehabt und mich dann scheiße gefühlt, weil Christoph nicht dabei gewesen war. Es war irgendwie falsch ohne ihn. Und ich wollte nachher noch einen Brief schreiben, aber davon sagte ich nichts.

»Mann, Jan.«

»Das nächste Mal wieder«, murmelte ich, aber ich war nicht sicher, ob ich dann Lust haben würde.

»Komm schon. Heut kommen die Mädels sicher.«

»Ich kann nicht, verdammt. Muss meiner Mutter helfen«, log ich.

»Das hat dich früher auch nicht gestört.«

»Vielleicht komm ich nach. Ich ruf dich an«, sagte ich ausweichend. Zum Abschied klatschten wir uns ab.

Auf dem Heimweg kaufte ich im Copyshop einen dieser dämlichen personalisierten Autoaufkleber für Kleinkinder, ein grinsendes Baby im Spielzeugauto mit der Schrift: *Tommi auf Tour* oder *Petra an Bord*. Jungs hatten drei Haare, Mädchen eine Schleife. Man konnte jeden Namen anfertigen, aber da ein Tommi vorrätig war, nahm ich Tommi.

Was sollten die Aufkleber eigentlich? Als würde der Raser von rechts, der eine rote Ampel übersieht, den Aufkleber auf der Heckscheibe lesen können und deswegen spontan beschließen, doch erst das nächste Auto zu Schrott zu fahren. Als wäre es nicht so schlimm, ein Auto zu rammen, in dem nur Erwachsene oder Zehnjährige sitzen. Für den Verkehr taugte er nichts, er war einfach ein Ausdruck von übersteigertem Elternstolz.

Dazu holte ich noch einen fetten schwarzen Permanentmarker, ich wusste nicht, ob ich meinen gestern nicht fast aufgebraucht hatte.

Anschließend ging ich zu *Hobby Hubert*, wo ich zu Grundschulzeiten mein Eisenbahnzubehör gekauft hatte, und dann mit Christoph zusammen Modelle von Flugzeugen und Kriegsschiffen, bis wir zu alt dafür geworden waren.

Christoph und ich saßen am Ufer des Goldbachs und hatten alle Modelle zur letzten großen Schlacht versammelt. Es war kühl, und das Wasser plätscherte. Wir klemmten übrig gebliebene Silvesterkracher in Rümpfe und zwischen Bomben und Flügel oder setzten die kleineren auf den Platz des Co-Piloten. Den letzten Kanonenschlag versteckten wir im Bug eines Flugzeugträgers.

»Schade, dass wir keine Titanic haben«, sagte Christoph.

»Dann bräuchten wir auch einen Eisberg«, sagte ich.

Dann zündeten wir eine Lunte nach der anderen an, jagten die Modelle in die Luft und lachten uns über das deformierte Plastik kaputt.

Vögel stoben auf, auf der anderen Bachseite bellte ein Hund.

»Tot! Tot! Tot!«, schrien wir die kleinen zusammengeschmolzenen Piloten an.

»Krass! Dem ist der ganze Kopf runtergetropft.« Christoph lachte.

»Und der hat so einen fahren lassen, dass sein ganzer Arsch weggebrannt ist!«

Das letzte Flugzeug hielt Christoph in der Hand, bis die Lunte fast abgebrannt war; dann warf er es. Es explodierte in der Luft. Die Plastikteile spritzten in alle Richtungen. Als alle Modelle zerstört waren, sahen wir uns das Schlachtfeld an, ließen die Reste liegen, stürmten heim, kratzten unser Taschengeld zusammen und radelten zu Hobby Hubert. Wir brauchten dringend neue Modelle.

Und jetzt war ich wieder hier. Ich zählte mein Geld, es reichte noch für vier kleine Modellfahrräder aus Plastik. Der junge Hubert an der Kasse erkannte mich nicht und steckte

mir noch einen dicken Prospekt mit Eisenbahnzubehör in die Tüte.

Zu Hause schloss ich mich in meinem Zimmer ein und ließ Eminem laufen; the Slim Shady LP, da klang er wütender und roher als auf den aktuellen Scheiben.

*I cocked the broomstick back and swung hard as I could
and beat him over the head with it til I broke the wood.*

Knocked him down, stood on his chest with one foot ...

Mit Aufkleber, Marker und Plastikrädern setzte ich mich an den Schreibtisch und übermalte Tommis grinsende Babyfresse sorgfältig mit einem schwarzen Totenschädel. Keinen Fetzen des widerlich süßen Lächelns ließ ich unbedeckt, die Augenhöhlen übermalte ich wieder und wieder, als könnte ich sie so noch schwärzer machen. Löcher ins ewige Nichts.

Aus dem Schriftzug exte ich das ...*mmi* heraus und ersetzte es durch ...*d*. Dafür nahm ich große Druckbuchstaben und ein Lineal zu Hilfe – so konnte kein Grafologe die Schrift mehr zuordnen, hatte ich mal gehört, es machte sie zu unpersönlich.

Die Botschaft war es nicht.

»Tod auf Tour«, murmelte ich und betrachtete den Aufkleber. Er sah gut aus, ich hatte nur die drei Haare übersehen, die jetzt albern von der Schädelplatte abstanden. Hastig exte ich auch sie weg.

I'm the one who burned your house down.

Well I'm out now ...

Meine Mutter klopfte an die Tür und rief: »Willst du nicht rausgehen? Die Sonne scheint so schön.«

»Später.«

»Pia ist auch draußen.«

»Später!«

»Gut.«

Ich steckte den Aufkleber in einen A5-Umschlag und klebte die Adresse von Herbert Gerber auf. Dafür nahm ich aus der Zeitung ausgeschnittene Buchstaben. Nicht, um nicht erkannt zu werden, sondern weil ich mir vorstellte, wie er die Sendung aus dem Briefkasten fischte und seine Anschrift aus Schnipseln entdeckte. Ausgeschnittene Buchstaben waren ein Klischee, und Klischees wirkten. Ich stellte mir vor, wie er sofort an Krimis dachte, beunruhigt, verängstigt. Wie er dachte, irgendwer sei entführt worden, seine Frau oder Tochter oder Mutter oder Cousine oder Geliebte. Diesen Augenblick, bis er den Brief aufriss, sollte er Angst haben, meinetwegen auch vor einer Morddrohung, ganz egal. Hauptsache Angst.

Für die Hausnummer verwendete ich normale arabische Ziffern.

Dann legte ich ein Plastikrad auf den Schreibtisch und schlug es mit der bloßen Faust in kleine Stücke. Ich schlug so fest zu, dass sich der Lenker schmerzhaft in mein Fleisch bohrte, auch die winzigen Pedale. Blut tropfte auf das helle Fichtenholz, der Permanentmarker rollte zu Boden, die Dose mit den Stiften hüpfte scheppernd auf der Stelle. Ich verfluchte den Schmerz und schlug wieder zu, wieder und wieder.

Fester und fester.

Die Dose fiel um, die Stifte ergossen sich über die Platte und weiter auf den Boden. Mit voller Wucht trat ich den erstbesten kaputt.

»Jan?« Erneut klopfte meine Mutter und rief auf dem Flur. »Was machst du da?«

»Hausaufgaben.«

»Hausaufgaben?«

»Ja, Kunst. Ein *Objet trouvé*.«

»Aha.« Sie klang nicht, als wüsste sie, was das war. »Und das muss so laut sein?«

»Nur noch ein bisschen.«

»Geht das nicht auch in der Garage oder im Vorraum?«

»Nur noch ein bisschen.«

»Na gut.« Vielleicht dachte sie, ich würde mir einen runterholen, wegen der verschlossenen Tür, aber ich hoffte, dann hätte sie gar nicht erst geklopft, sondern mich einfach in Ruhe gelassen. Außerdem war man dabei nicht so laut, niemand hämmerte dabei.

Ich starrte auf die Plastikstückchen. Man konnte noch erkennen, dass es ein Fahrrad gewesen war. Auf einigen Teilen war Blut, und das machte die Sache noch viel besser – echter. Aber dann dachte ich, dass Gerber den Brief bestimmt der Polizei zeigen würde, und die würde eine DNA-Analyse machen, und so leicht wollte ich mich nicht überführen lassen. Also schmiss ich das kaputte Rad weg, wischte das Blut von meiner Hand und klebte ein Pflaster darauf.

Das zweite Rad zertrümmerte ich mit dem Locher. Ich hatte einen richtig großen, schweren, der ständig klemmte und bei jeder Bewegung quietschte, den ich aber nicht wegwurf, weil ich ihn aus Großvaters Nachlass mitgenommen hatte, als ich sieben gewesen war. Mit einem Lineal schob ich die Bruchstücke in den Umschlag und klebte ihn zu.

Dann steckte ich ihn mir unter dem T-Shirt in die Hose und ging los.

»Wo gehst du hin?«, rief mir meine Mutter hinterher.

»Raus. War doch deine Idee.«

»Bist du zum Essen wieder da?«

»Ja.« Damit sagte ich nicht, zu welchem Essen. Woher sollte ich das jetzt schon wissen?

Ich fuhr mit dem Rad drei Dörfer weiter, damit mich der Poststempel nicht verriet, zog eine Marke aus dem Automaten und warf den Brief ein.

Auf dem Heimweg setzte ich mich an den Goldbach und zündete mir eine Kippe an, weil auf der Tabakpackung stand, Rauchen sei tödlich, weil ich Christoph nahe sein oder dem Tod ins Gesicht spucken wollte. Oder einfach nur, weil ich irgendetwas anzünden wollte. Rauchend wartete ich auf den Sonnenuntergang.

In den nächsten Tagen verschickte ich noch weitere Briefe mit Aufklebern vom Tod oder zertrümmerten Modellrädern. Manchmal legte ich auch einen Zettel mit einer Botschaft aus ausgeschnittenen Buchstaben bei.

Warum?

Justizirrtum.

Wir vergessen nicht.

Das alles war nicht sehr geistvoll, aber das sollte es auch nicht sein, sondern unangenehm. Es sollte ihm wehtun und am besten Angst machen.

Wir lassen dich nicht vergessen.

Wir klang einfach besser als *ich*. Er sollte sich von einer unsichtbaren Masse bedroht fühlen. In seinem Kopf sollte sie jeden Tag größer werden, er sollte denken, dass alle gegen ihn waren, er durfte nicht wissen, dass ich nicht *alle* war, sondern allein.

Seit Christophs Tod war ich allein. Ich war abgeschnitten von der Welt, alles und jeder erschien mir hohl, sinnlos, fremd.

Ich malte mir aus, wie die Briefe Gerber immer weiter in die Ecke trieben, ihm den Schlaf raubten, den Verstand, und wie er schließlich aus dem Fenster sprang, um genauso zer-

schmettert auf der Erde zu liegen wie Christoph. Ich dachte an Blut und kalte weiße Linien auf Asphalt. Danach ging es mir keinen Deut besser.

Wie im Fieber überlegte ich, was ich in den nächsten Brief stecken konnte. Es musste etwas geben, das half.

Ein Umschlag mit schwarzem Rand, wie man ihn in Todesfällen verschickte.

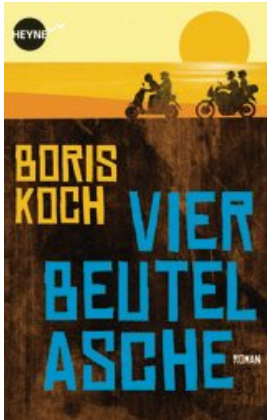
Eine selbst gestaltete Briefmarke aus dem Foto eines Kärners mit einem Altar aus Schädelknochen. Das Herkunftsland *Jenseits*, der Wert *30 Silberlinge*. Hauptsache vorwurfsvoll und böse.

Irgendwann verschickte ich einfach drei Blatt Klopapier. Nichts half.

Jeden Tag erwartete ich, dass die Polizei mich befragte, aber sie kam nicht. Ich war erleichtert und zugleich enttäuscht, weil nichts geschah.

Stattdessen kam eines Abends mein Vater in mein Zimmer. Er arbeitete in einer Medienagentur in Augsburg, weil er immer etwas Kreatives hatte machen wollen. Seit ein, zwei Jahren machte er jedoch vor allem Überstunden, und wenn er von der Arbeit erzählte, erzählte er von zähen Kundengesprächen, von begriffsstutzigen Idioten, von Knausern und an guten Tagen von hoffnungsvollen neuen Kontakten in großen Firmen, in *Weltkonzernen*. Aus manchen tollen Kontakten wurden sehr schnell Idioten, oder ein Kollege *verpfuschte den Deal*, und dann musste mein Vater wieder eine *kreative Lösung* für das Problem finden.

»Die Gelder sitzen nicht mehr so locker wie früher«, sagte er, wenn er müde war und sah zu Pia und mir. »Für euch wird es nicht leichter.«



Boris Koch

Vier Beutel Asche

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-53468-1

Heyne

Erscheinungstermin: September 2014

Eine berührende Geschichte von Freundschaft,
Abschiednehmen und der großen Reise des Lebens

Christoph ist erst sechzehn, als er stirbt – er prallt nachts mit seinem Fahrrad auf ein entgegenkommendes Auto. Alles, was von ihm bleibt, ist eine Urne Asche. Doch vier seiner besten Freunde wollen nicht akzeptieren, dass mit der Beisetzung einfach alles zu Ende sein soll. Hatte Christoph sich nicht immer gewünscht, die Welt zu entdecken? Die vier graben seine Urne aus und machen sich damit auf eine lange Reise – eine Reise, auf der sie entdecken, was Freundschaft wirklich bedeutet ...